

Heimat bauen

Ein Blick auf die Architektur der Oberpfalz. Von Robert Kaltenbrunner

Als tiefste Provinz abgetan, hat die Oberpfalz unter dem raumgreifenden Gehabe von Großstädten wie München oder Nürnberg fraglos gelitten und versucht, dem Programm der Globalisierung viel kommunalen Eigensinn entgegenzusetzen. Hier wird mehr als andersorts sichtbar, dass wir eingebettet sind in eine ganz bestimmte, regional geprägte Kultur. Und die gibt uns die Raster vor, durch die wir die Welt sehen. Das ist so selbstverständlich, dass wir es leicht vergessen. Mag „Heimat“ auch zu den sentimental aufgeladenen Vokabeln gehören, hier darf man sie durchaus als Bekräftigung regionaler Besonderheit lesen.

Eine Art Vexierspiel mit dem Normalmaß stellen drei Wohnbauten am Spitalkellerweg bei Regensburg (Berschneider + Berschneider) dar. Irritierend alltäglich, zugleich aber unmittelbar als etwas Besonderes zu erkennen, sind sie das Produkt reiflicher Überlegung. Leicht versetzt zueinander, stehen die drei gleich großen Baukörper senkrecht zum Südhang des von der evangelischen Dreifaltigkeitskirche bekrönten Hügels – ein eindrucksvolles Panorama auf Donau und

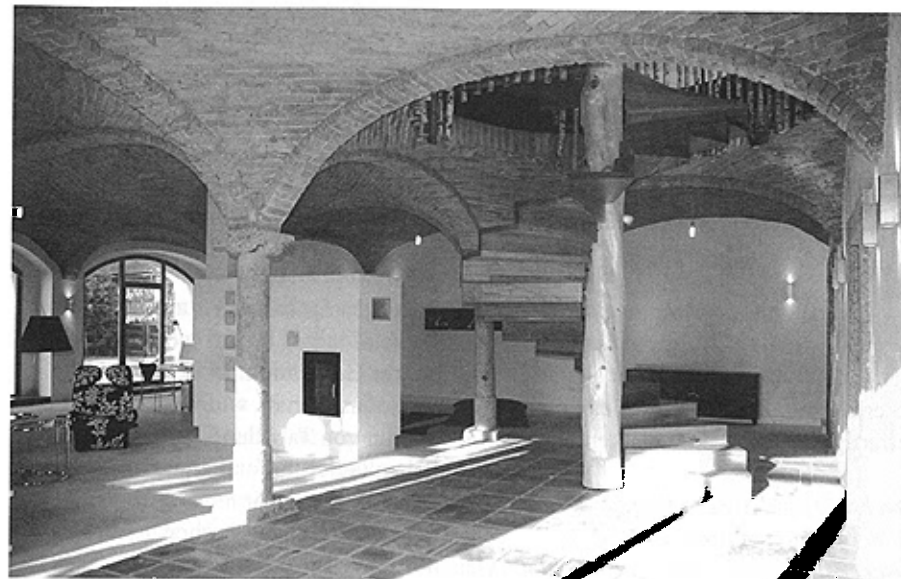
Altstadt gewährend. Mit ihren weißen Putzfassaden und den roten Satteldächern passen sie sich dem üblichen Siedlungsbild ebenso an, wie sie es auf subtile Art unterlaufen.

Womöglich ist es gerade seiner relativen Abgeschiedenheit geschuldet, dass man in diesem Landstrich Bayerns eine architektonische Sprache pflegt, die die jeweiligen traditionellen Elemente zu abstrahieren und reduzieren sucht, sie aber doch wiedererkennbar belässt. Des Regionalismus meistzitiertes Beispiel dürfte die „Tessiner Schule“ um Mario Botta, Fabio Reinhart und Luigi Snozzi darstellen, die in den 70er Jahren in der italienischen Schweiz ortstypische, aber dezidiert moderne Bauten schuf. Daran knüpfte man später auch in Graubünden, in Vorarlberg sowie in Südtirol an. Wichtige intellektuelle Impulse freilich hat das Thema durch den Architekturtheoretiker Kenneth Frampton erfahren: Region sei eine Art suggestives Vorstellungsfeld, das in einer anderen Welt als der unsrigen liegt. „Die Kraft der provinziellen Kultur beruht auf ihrer Fähigkeit, das künstlerische Potential der Umgebung aufzuneh-

men und zugleich Einflüsse von außen zu verarbeiten.“ Es ist der Versuch, im Zeitalter von Utilitarismus und Arbeitsteilung eine „Region“ zu entwerfen, in der die Architektur eine Erfahrung spiritueller Einheit ist, in der die Gesamtheit einer Gemeinschaft wiederhergestellt wird und die mechanischen Stereotypen der Moderne überwunden werden.

Das ist vielleicht sympathisch, aber nur bedingt realistisch. Und man schwebt in der latenten Gefahr, bloß nostalgische Assoziationen zu bedienen. Andererseits leuchtet es ja durchaus ein, sich mit den Möglichkeiten der Architektur stärker als bisher auf regionale und lokale Charakteristika zu besinnen, ohne sich den neuen Rahmenseetzungen in Wirtschaft und Gesellschaft zu verschließen.

Wenn unsere Umgebung als Lebenswelt begriffen und beeinflusst werden soll, dann braucht es so etwas wie „Baukultur“. Freilich offenbart der Terminus auch einen Januskopf. Einerseits entwickelt er eine kritische Kraft, wenn er Mangelerscheinungen und Qualitätsverluste aufzeigt, wenn es zu diskutieren und öffentlich zu machen gilt. Andererseits versackt er hoffnungslos im Reaktionären, Fundamentalistischen, wenn er das Bild der heilen, vermeintlich wieder erreichbaren Welt projiziert und vorgaukelt. Sonntagsredner sprechen gerne von Baukultur, meinen aber Verkaufskultur. Und selbst die Architekten gehen augenscheinlich von einem recht reduzierten Begriff aus. Wenn sie von Baukultur reden, dann meinen sie meist nur die eigenen Werke. Und rund 80% unserer Alltagswirklichkeit – die Gewerbegebiete, die Logistikcenter, der suburbane Siedlungsbrei, die Verkehrsinfrastrukturen usw. – werden lieber ausgeblendet. Freilich hat Baukultur auch mit der Befriedigung alltäglicher Lebensbedürfnisse zu tun. Und „gute Architektur“ ist dabei unbedingt zu begrüßen – solange sie eine Ziellinie markiert, um das allgemeine Niveau zu heben. Insofern aber darf sie nicht normativ sein.



Doppelhaus, ehemaliger Kuhstall: Aubachhof in Regensburg

Foto: Christian Grayer

Es scheint, als wüsste man in der Oberpfalz auf dem schmalen Grat zwischen den Extremen trittsicher zu wandern. Von Neumarkt bis Cham, von Tirschenreuth bis Regensburg: Die jeweiligen Architekten haben sich der Frage nach regionalen Deklinationen, nach der Überwindung des Funktionalismus durch emotionale Belange, augenscheinlich nicht verweigert. Und sie finden, ausweislich einer Vielzahl mittlerweile realisierter Bauten, einen gangbaren Weg – ohne in Folklorismus zu verfallen. Ein beredtes Beispiel stellt das Umwelt- und Regionalzentrum Lauterhofen (Berschneider + Berschneider) dar. Obgleich prominent am Fuße des Wallfahrtsortes Habsberg situiert, sollte hier keine singuläre Architekturskulptur die neue Attraktion bieten und womöglich die Landschaft verschandeln. Vielmehr ging es im Gegenteil darum, das Bauvorhaben wie selbstverständlich in seine Umgebung einzubetten. Die Wirkung eines bäuerlichen Winkelhofes ist deshalb intendiert, die Wahl einer reinen Holzbauweise aus regionalen Hölzern nur konsequent. Kontrastierend dazu ein dezidiert moderner Innenausbau und großzügige Fensterflächen – was letztlich den Anspruch unterstreicht, dass hier eine tradierte Regionalarchitektur nicht rekonstruiert, sondern schöpferisch weiterentwickelt wird.

Dazu gehören auch Antworten auf die Frage, wie dörfliche Strukturen im Wett-

bewerb zukunftsfähig gemacht werden können. Die Verschiebung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der letzten Jahre, die Abwanderung der Industrie in Billiglohnländer und die veränderte Altersstruktur lassen sich häufig am Ortsbild ablesen. Das reicht vom fehlenden Bauunterhalt bis zur Vernachlässigung des öffentlichen Straßenraums. Umso wichtiger sind gezielte Eingriffe, um die kleinen Städte für die Bewohner – und Investoren – attraktiv zu machen. Wie es etwa der Aubachhof in Regensburg zeigt. Denn was Architekt Christian Grayer, seinerzeit bei Dömges Architekten AG, mit dem Umbau eines ehemaligen Kuhstalls mit Gewölbe zu einem Doppelhaus geschaffen hat, ist weit mehr denn ein authentisch-atmosphärischer Raumeindruck. Richtig angewandt, mögen solche interpretative und behutsame Modernisierungen ein aktives Standortmarketing bilden: getragen vom architektonischen Bewusstsein für die Region, das die Tradition als wichtige Quelle für ihre weitere Entwicklung begreift.

Als der Bund Deutscher Architekten am 2. Juli 2016 in Karlsruhe seine „Niken“ vergab, war die Aussagekraft des Hauptpreises sehr deutlich. Denn die „Große Nike“ in die Oberpfalz zu vergeben – an das von Architekt Peter Haimerl geplante Konzerthaus in der kleinen Gemeinde Blaibach –, darf auch als Loblied auf die sogenannte Provinz verstanden werden.

Doch trotz solcher zu Recht prämierten Beispiele steht das Bauen im ländlichen Raum eigentlich immer unter dem Verdacht, der Landschaft zu schaden, die Zersiedlung weiter zu treiben. Auch vermeintlich gute Architektur kann da problematisch sein – indem sie Gefahr läuft, Opfer ihres eigenen Erfolgs zu werden und einem neuen Klischee, nämlich dem der Vereinbarkeit von Laptop und Lederhose, zu verfallen.

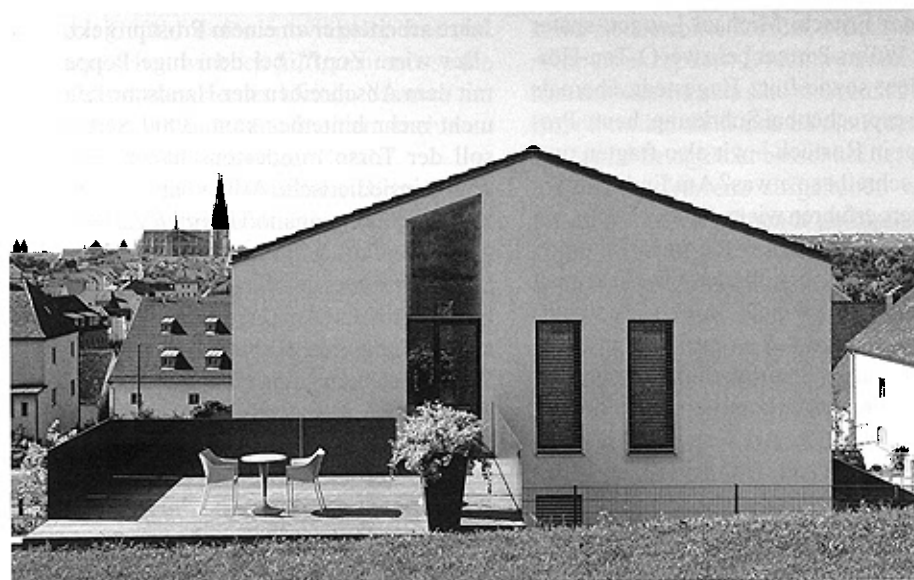
Im Rückgriff auf den Genius Loci versuchen Architekten in der Oberpfalz beides miteinander in Einklang zu bringen: die Bindungen an Ort und Überlieferung mit den Freiheiten moderner Technik und Methode. „Bauen und Bewahren auf dem Lande“ ist längst nicht mehr nur eine Aufgabe von Denkmalpflegern. Die Grundsätze autochthonen Bauens wie die Verwendung lokal verfügbarer Materialien, die Variation nur weniger Bauformen und Haustypen, der sparsame Umgang mit Energie und Baustoffen inspirierten eine weitergedachte, ortsbezogene Moderne. Ob sich schon eine „Schule“ herausgebildet hat, wie man sie im Tessin oder in Vorarlberg glaubt wahrnehmen zu können: Das steht freilich vorerst dahin.

Des ungeachtet manifestiert die Auseinandersetzung mit den lokalen Gegebenheiten in der Oberpfalz einen architektonischen Selbstfindungsprozess. Und wenn es einen Generationswechsel unter den Architekten gibt, dann erweist er sich zumindest als nicht nachteilig. Was sich dahinter verbirgt, ist eine neue Art des Regionalismus: ein Ansatz, der sich nicht auf das Bekenntnis zu einem Ort und seinen Traditionen beschränkt. Mit Retro-Architektur hat das nichts zu tun. Dies ist eine Haltung, der es nicht ums „Aufirumpfen“ zu tun ist, die vielmehr auch einmal ein „Zurücknehmen“ des Gestaltungsanspruchs impliziert. Sie will keine ikonischen Solitäre oder autistische Häuser kreieren, sondern die unmittelbare Umgebung stärken. Womit das Bauen tatsächlich angereichert wird. Und zwar im kulturellen Sinne.

Dr. Robert Kaltenbrunner, gebürtiger Oberpfälzer, studierter Architekt, gelegentlicher Publizist, leitet die Abteilung Bauen, Wohnen, Architektur im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Bonn / Berlin).

Wohnbauten am Spitalkellerweg bei Regensburg

Foto: Erich Spahn, Bildquelle: Berschneider + Berschneider Architekten



lichtung



ARCHITEKTUR IN DER REGION

Baukultur in der Oberpfalz | Gropius-Bau in Amberg | Räume für die Kunst
Nachwuchsarchitekt Max O. Zitzelsberger | Peter Haimerls Denkanstöße
Original und Imitat

Portraits: Michael Reiß und Ismail Ertug | **Theater und Gesellschaft:**
ueTheater | **Forschung:** Ameisen und Ökonomie | **Nachruf:** Paul Wühr
Museumstour: Knopfmuseum Bärnau | **Literatur:** Ulrike Anna Bleier
Veranstaltungen: Oktober bis Dezember